

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 32 (1956-1957)
Heft: 4

Artikel: Eine Schweizerin erlebt eine amerikanische Mittelschule
Autor: Zuber, Eva
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073076>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Eine Schweizerin erlebt eine amerikanische Mittelschule

von EVA ZUBER

Der «American Field Service», eine Art gemeinnütziger Gesellschaft, ermöglicht jährlich 600 europäischen und asiatischen Mittelschülern, darunter 25 Schweizern, ein Jahr in den Vereinigten Staaten zuzubringen. Amerikanische Familien aller Landesgegenden nehmen die jungen Leute auf, und während 10 Monaten besuchen diese eine Mittelschule. In den beiden letzten Monaten des Aufenthaltes wird den Teilnehmern Gelegenheit geboten, an einer Reise, die kreuz und quer durch die Staaten führt, teilzunehmen.

Die Verfasserin dieses Beitrages ist 19jährig und Schülerin der letzten Klasse der Kantonalen Handelsschule in Basel. Sie reiste im August 1955 nach den USA und wurde einer Familie in Cedar Rapids, Iowa, im Mittleren Westen der Vereinigten Staaten, zugeteilt.

Die folgenden Schilderungen sind ihren Briefen an die Eltern, Lehrer und Schulkameraden entnommen.

Meine Gastgeber

* **N**un bin ich also glücklich angekommen. * Auf dem Schiff und von New York bis nach Chicago reiste ich in einer Gruppe; von dort ging es allein noch ein paar Stunden weiter nach Westen. Der Staat Iowa liegt zwischen dem Mississippi und dem Missouri. Flach und sehr fruchtbar ist es ausgesprochenes Landwirtschaftsgebiet – die Kornkammer Amerikas.

Cedar Rapids ist eine der größeren Industriestädte Iowas und hat rund 80000 Einwohner.

In Cedar Rapids holte mich die ganze Familie ab, das heißt die Eltern mit ihrer 17jährigen Tochter, mit welcher ich bald zur Schule gehen werde. Ich wurde gleich aufgefordert, ihr «sister» zu sagen, die Eltern rede ich mit «Mom» und «Dad» an.

Wir leben außerhalb der Stadt in einem sehr schönen, weiß bemalten Holzhaus. Ich habe ein hübsches Zimmer für mich allein mit einem Doppelbett darin. Unser Heim hat fünf Zimmer, eine geräumige Veranda und einen netten Garten.

Am Anfang hatte ich den Eindruck, zu sehr wohlhabenden Leuten gekommen zu sein. Ich

merkte aber dann bald, daß es sich um eine vielleicht etwas über dem Durchschnitt stehende, amerikanische Mittelstandsfamilie handelt. Der Mittelstand lebt eben hier überhaupt besser als in der Schweiz.

Der Vater ist Versicherungsagent. Die Mutter ist teilweise auch berufstätig. In den ersten vier Wintermonaten arbeitet sie auf dem Büro ihres Mannes, wo beide damit beschäftigt sind, gegen ein bestimmtes Honorar Steuererklärungen auszufüllen. Sie besuchen jeweils vorher einen kurzen Kurs, um ständig auf der Höhe zu sein. Mit dieser zusätzlichen Arbeit verdient das Ehepaar wahrscheinlich mehr als mit dem eigentlichen Geschäft.

Wie fast alle Amerikanerinnen, führt meine Mom den Haushalt ohne jede Hilfe, auch ohne Putzfrau. Obwohl die Leute eine automatische Waschmaschine, einen Staubsauger sowie einen großen Kühlschrank besitzen, hat es die Frau des Hauses recht streng.

Mein Zimmer und meine Wäsche besorge ich natürlich selber und helfe auch regelmäßig beim Geschirrabbwaschen. Am Samstag, der schulfrei ist, beteiligen meine amerikanische Schwester und ich uns an der Putzarbeit.

Wir waren schon bei vielen Bekannten auf Besuch und ich stellte fest, daß alle ungefähr gleich eingerichtet sind wie wir. Einen Korridor gibt es nicht, die Haustüre führt direkt ins Wohnzimmer. Dort stehen der Radio, der Fernsehapparat und meistens noch ein Grammophon.

Die Leute sind sehr lieb mit mir, ich habe alles, was ich mir wünschen könnte. Das Essen ist aber so anders hier, daß es mir anfangs schwer fiel, mit Appetit dahinter zu gehen. Vor allem der gezuckerte Salat und die süßen Kartoffeln behagten mir zuerst gar nicht. Bald gewöhnte ich mich aber daran, und jetzt würde man mir kaum mehr glauben, daß ich nicht mein ganzes Leben hier gegessen habe.

Kleidung

Werde ich wohl durch meine schweizerische Kleidung sehr auffallen? fragte ich mich oft vor meiner Abreise. Bald fand ich jedoch heraus, daß kein Grund für diese Bedenken vorhanden war. Die schweizerische Mode hat sich der amerikanischen offenbar so stark angeglichen, daß kaum mehr ein eigentlicher Unterschied besteht.

Aufgefallen ist mir, daß, wenn ich einen selbstgestrickten Pullover anzog, ein solcher überall bewundert wurde, da die meisten Amerikanerinnen nicht stricken können. Viele meiner Freundinnen nähen sich nach Schnittmustern eigene Kleider, aber das Stricken lassen alle sein. «It takes too long», «es braucht zuviel Zeit», ist meistens die Erklärung.

Weitaus die meisten Schüler tragen «blue Jeans», blaue oder schwarze Cowboyhosen mit einem kurzärmeligen, oft farbigen Hemd oder auch nur mit einem gewöhnlichen weißen Unterleibchen. Ebenfalls recht populär sind gestreifte, ärmellose Leibchen.

Sogar bei sehr kaltem Wetter trägt niemand einen Pullover oder gar einen Kittel. Als «dress-up» tragen die Jungen mit Vorliebe ein unifarbenes Hemd mit einem baumwollenen Pullover (V-Ausschnitt) darüber. Erst für sehr formelle Anlässe tritt der Anzug in den Vordergrund, getragen mit einem Uni-Hemd (rosarot ist besonders beliebt) und einer Krawatte.

Als ich mich einmal erkundigte, weshalb so viele Knaben Schmetterlings-Krawatten trügen, erhielt ich zur Antwort: «Lange Krawatten sind für ältere Herren bestimmt, die meisten von uns bevorzugen «bow-ties».

Im Winter fällt ein Mädchen mit langen Hosen im Schulhaus gar nicht auf, und während des ganzen Jahres sind blue jeans zu sehen.

Lippenstift und Gesichtspuder sind schon vom 13. Altersjahr an eine Selbstverständlichkeit. Einmal fragte ich eine jüngere Mitschülerin, ob denn ihre Eltern nichts einzuwenden hätten, wenn sie sich so stark schminke. Sie erwiderte: «Weshalb auch, meine Mutter tat das auch in meinem Alter, und sie hat es mir sogar beigebracht.»

Noch etwas Überraschendes: alle Mädchen tragen durchs ganze Jahr hindurch kurze Söckchen. Seidenstrümpfe gehören zum «dress-up», nicht ins Schulhaus. Überhaupt ist der Unterschied zwischen formeller und informeller Kleidung größer als bei uns. Es ist selbstverständlich, daß alles frisch gebügelt wird, bevor man ausgeht.

Eines ist anders als bei uns: die Mädchen tragen jeden Tag ein anderes Kleid. Als ich meiner Schwester auf die beiläufige Frage, was sie auch anderntags wieder anziehen solle, einen Vorschlag machte, gab sie mir überrascht, beinahe beleidigt zur Antwort: «Aber das hatte ich doch vor zwei Tagen schon an. Man wird ja glauben, ich hätte nichts anderes!» Sommer

und Winter werden die Kleider täglich gewechselt; ein anderer Jupe, eine andere Bluse, ein anderer Pullover. Da meine Wintergarderobe diesem Abwechslungszwang nicht gewachsen war, mußte ich einiges dazu kaufen.

Die meisten Knaben haben Bürstenschnitt, je flacher und viereckiger, desto schöner. Da ein Haarschnitt beim Coiffeur jedesmal \$ 1.50 kostet, kann sich nicht jedermann eine saubere Frisur leisten.

Für die Mädchen gilt hier etwa das gleiche wie in der Schweiz. Die bei uns eher alten Roß-Schwänze kommen hier gerade wieder so richtig in Mode. Wenige Mädchen haben Dauerwellen, und wenn schon, dann selbstgemachte. Wenn wir gerade beim Selbermachen sind, noch folgendes: viele Mädchen färben sich die Haare, mit Vorliebe sehr blond. Es ist dies nicht gerade etwas Typisches für Töchter meines Alters, aber die Kinder der reicherer Leute tun es sehr häufig.

Die Zeiteinteilung

* **A**n meiner High-School herrscht eine * **A**ndere Zeiteinteilung als an den Mittelschulen in der Schweiz.

Der Unterricht dauert nur von 9.00–12.00 Uhr und von 12.30–15.30 Uhr. Wir haben allerdings schon um 8.30 Uhr in der Schule zu sein, da wir zuerst eine halbe Stunde «homeroom» nehmen müssen. Dabei handelt es sich um folgendes: Man hat täglich eine Möglichkeit, all die Dinge zu erledigen, die in der Schweiz vom Klassenlehrer als zusätzliche Arbeit geleistet werden, also Listen ausfüllen, Auskünfte geben, Dinge austeilen, überhaupt alles Administrative erledigen.

Außerdem werden wir in dieser halben Stunde über eventuelle «meetings» oder andere Anlässe unterrichtet, oder aber wir benützen die Zeit für Besprechungen oder Gruppentreffen. Wer ausnahmsweise nichts Besonderes zu tun hat, macht sich hinter die Aufgaben. Man erhält zwar dann später im Tag noch eine oder mehr Stunden für diese Arbeit, so daß man sich zu Hause viel weniger als bei uns damit abquälen muß.

In Amerika hält man es für unbedingt notwendig, daß die jungen Leute über viel freie Zeit verfügen. Wenn ich meinen Kameradinnen erzähle, wie knapp diese bei uns bemessen ist, so können sie das kaum glauben. «Wann

gehst du denn einkaufen, wann siehst du dir die Fernsehprogramme an und wann gehst du mit deinem Freund aus?» fragen sie immer.

«Wie schwer ist dieses Buch?»

* **W**ir lernen hier aus Büchern. In jedem * **F**ach hat man ein Buch, woraus man täglich 5 bis 10 Seiten zu lesen und in der nächsten Stunde zu «wissen» hat.

Eine Geschichtsstunde sieht also folgendermaßen aus: die Lehrerin fragt ganz systematisch aus dem Buch das für den jeweiligen Tag Gelesene ab, wobei unsere Bücher geschlossen sind, wir aber doch Notizen verwenden dürfen. (Viele Schüler schreiben einfach die wichtigsten Sätze aus dem Text ab und lesen sie als Antwort vor!) Dann wird uns die Aufgabe für die nächste Stunde gestellt und, falls die Zeit reicht, dürfen wir gerade damit beginnen.

Im Englischen ist es etwas besser, wir besprechen doch wenigstens ab und zu Teile aus dem Text. Wir haben amerikanische Literaturgeschichte und begannen ganz vorne mit den Schriften der ersten Ansiedler. Aber auch hier geht man sehr schematisch vor: jede Woche ein Kapitel und ein Test darüber.

Daneben müssen wir einen «bookreport» vorbereiten. Aber glauben Sie nicht, das sei ein Aufsatz über ein frei ausgewähltes Buch! Eine bestimmte Anzahl Bücher werden für jede Klasse zur Verfügung gestellt und wir müssen 5 von 18 gedruckten Fragen beantworten. Es heißt zum Beispiel:

1. Beschreibt die äußere Form des Buches (Umfang, Gewicht, Einband, Aufmachung)
2. Ist das Buch in ich-Form geschrieben oder wird es von einer außenstehenden Person erzählt?
13. Hast du etwas Interessantes aus Geographie oder Geschichte gelernt?
17. In welcher Hinsicht hat die Lektüre deine Lebenseinstellung beeinflußt? usw.

Einige Fragen erlauben wohl eine persönliche Stellungnahme, aber man ist trotzdem viel zu sehr eingeengt.

Auch bei den schriftlichen Prüfungen werden keine Intelligenzfragen, sondern nur Wissensfragen gestellt.

Foto: Franz Niggli
Schneetreiben in Basel

Ein Geschichtstest z. B. zerfällt in drei oder vier Teile:

I Matching

Eine Gruppe von Ausdrücken wird einer (meist gleichen) Anzahl von Erklärungen gegenübergestellt:

- | | |
|------------------|--|
| 1. Souveränität | h) Leute, die alles belassen wollen, wie es war; radikalen Änderungen abgeneigt. |
| 7. Justiz ... | f) das Recht zu höchster Staatsgewalt. |
| 19. Konservative | i) Die gesetzesauslegende und -vollziehende Behörde. |

Auf einem leeren Blatt hat man zu schreiben:
1. f, 7. i, 19. h etc.

II

True or False Questions

Es folgen etwa 30–40 Aussagen, die vom Schüler entweder als richtig oder falsch erkannt werden sollten:

5. Die Verfassung wurde von Männern entworfen, die staatspolitisch erfahren waren.

Antwort: + (true)

8. Unter der Verfassung behielten die einzelnen Staaten das eigene Münzrecht.

Antwort: – (false)

III

Der Schüler erhält beispielsweise eine Skizze von Amerika, in der er einige Städte, Flüsse, Staaten und Ähnliches einzutragen hat; oder er muß einige unvollständige Sätze mit dem richtigen Wort ergänzen.

In dieser Hinsicht ist also der amerikanische Schulbetrieb weniger frei und viel mehr drillmäßig als in der Schweiz. Trotzdem, oder vielleicht gerade deswegen, wissen die Amerikaner über ihr eigenes Land bedeutend mehr als die meisten von uns über die Schweiz. Ganz besonders wird Wert auf Kenntnis der amerikanischen Staatskunde und objektive Vorbereitung

Foto: Tuggener
Das Zimmer einer Witwe

des Schülers auf sein Leben als Bürger gelegt.

Es gibt allerdings Lehrer, welche den Unterricht etwas ungezwungener gestalten und die auch Diskussionen veranlassen. Jene, die Interesse an dem Fach haben, bevorzugen dieses System. Die Uninteressierten beklagen sich aber im Gegenteil darüber und schimpfen, der Lehrer halte sich nicht an das Buch.

Das Stellen schriftlicher Fragen, deren Antwort nicht im Buch stand, wird allgemein als unfair betrachtet.

Fächerwahl

* * *

* **D**er Hauptunterschied zu den schweizerischen Mittelschulen besteht darin, daß man in Amerika große Freiheit in der Wahl der Fächer hat.

Die Auswahl ist ziemlich groß. Man kann aber gleichzeitig nicht mehr als vier «book-subjects» nehmen. «Book-subjects» heißen alle Fächer, die keinen handwerklichen Einschlag haben, wie Englisch, Mathematik, Geschichte, Wirtschaftslehre, Geographie und Staatsbürgerkunde.

Nicht «book-subjects» sind: Kochen, Singen, Handarbeiten, Holz- und Metallarbeiten, Turnen, Autofahren usw.

Ich fand es großartig, in der Schule einen Autofahrkurs nehmen zu können und meldete mich selbstverständlich dafür an. Im zweiten Semester wurde ich dann – als Älteste natürlich, weil meine amerikanischen Kameraden immer schon mit 15 oder spätestens 16 Jahren fahren lernen – einer Klasse zugewiesen. Zweimal in der Woche gehen wir in unserm neuen, roten Ford auf die Straße. Anfangs fuhren wir nur ein wenig in der Nähe des Schulhauses umher, aber jetzt geht es schon zu Stoßzeiten nach der Innenstadt, und gestern durften wir sogar auf der großen Überlandstraße zum Flugplatz fahren, wo der Lehrer jedem von uns ein Eiscornet zur Erfrischung kaufte.

Bei der Unterhaltung mit Amerikanern fiel es mir auf, daß man ihnen Eindruck machen kann, wenn man ihnen aufzählt, wieviele «book-subjects» wir in der Schweiz gleichzeitig nehmen müssen. Immer wieder wurde ich bemitleidet: «Eure Schulen müssen entsetzlich sein, *nur* Mädchen oder *nur* Knaben (wie das in Basel der Fall ist), soviele Fächer, keine Clubs, keine Fußballspiele, da wüßte ich ja nicht, weshalb ich zur Schule ginge!»

Der Aufbau des Schulsystems

Mit fünf Jahren tritt man in den Kindergarten ein, dann besucht man acht Jahre eine Primarschule und mit 14 Jahren beginnt man in der High-School. Nach weiteren vier Jahren erhält man das Diplom und ergreift dann einen Beruf oder geht zur Universität.

Ein Zurückversetzen, wie man es bei uns kennt, gibt es in Amerika nicht. «Weshalb denn ein Jahr Mathematik wiederholen, wenn man im Englischen durchgefallen ist?» Wer in einem Fach ungenügend ist, kann dieses noch einmal nehmen; mehr ereignet sich nicht.

Die meisten Schüler machen das Schlußdiplom. Infolgedessen ist der Prozentsatz der Amerikaner, die eine Mittelschule bis zum Abschluß besuchen, viel größer als in der Schweiz. Von allen 18jährigen Jugendlichen in den Vereinigten Staaten, haben ungefähr 80 % eine zwölfjährige, mit dem Diplom abgeschlossene Schulzeit hinter sich.

Das amerikanische System ist auch demokratischer, indem alle die gleiche Mittelschule besuchen; die Intelligenten und die Dummen, die Reichen und die Armen. Es gibt allerdings auch Privatschulen für Kinder aus wohlhabenden Kreisen – einzelne davon sind sogar ausgesprochen snobistisch – aber sie fallen zahlenmäßig gar nicht ins Gewicht.

Da das amerikanische System zum Ziel hat, möglichst viele Schüler zu erfassen, muß es natürlich ganz dem durchschnittlich Intelligenten angepaßt sein. Dabei scheinen mir diejenigen, die geistig anspruchsvoller sind, etwas zu kurz zu kommen. Eine Unterteilung in verschiedene Arten von Schulen (Realschule, Gymnasien) gibt es nicht, alle lernen das gleiche, wobei das frühzeitige Spezialisieren vermieden wird.

Als ich mit einem meiner Lehrer über das Schulsystem diskutierte, wies er darauf hin, daß es sich die High-School zur Aufgabe mache, junge Menschen nicht auf das Studium, sondern auf das Leben als gute amerikanische Bürger vorzubereiten. Außerdem sagte er, eine Aufteilung in Schulen für intelligente und weniger intelligente Schüler wäre unmöglich – «alle haben doch das gleiche Recht». Er und viele seiner Kollegen seien aber auf der andern Seite darauf bedacht, auch die gescheiterten Kinder interessiert und durch «extra work» beschäftigt zu halten.

Die Wilson High-School

Unsere Schule ist mittelgroß. Wir haben 1200 Schüler und vielleicht 50 Lehrer, von denen ungefähr 70 % Frauen sind.

Am ersten Schultag zeigte mir meine amerikanische Schwester, wo mein Klassenzimmer war. Als nach der schon erwähnten halben Stunde «home-room» alle aufstanden und das Zimmer verließen, fragte ich meine Klassenlehrerin etwas verwirrt, wo sie denn alle hingingen. Sie erklärte: «Jeder Lehrer hat ein Zimmer, in das ihr euch für das betreffende Fach zu begeben habt; hier seid ihr nur während der «home-room»-Zeit und unter Umständen später, falls einige von euch bei mir Englisch haben.»

Ja, so war es denn auch; mit einer eigentlichen Klasse blieb man nicht zusammen. Jedes ging in sein besonderes Fach und Zimmer und nur in der ersten halben Stunde des Vormittags war man bei einander. Auch eine Pause wie bei uns in Basel kennt man nicht. Zwischen den einzelnen Stunden hat man sechs Minuten Zeit, um in seinem Kästchen die Bücher für die kommende Lektion zu holen und rasch ins nächste Zimmer zu eilen.

Die Führung der Schule obliegt einem Rektor und einem Konrektor, deren Einfluß wohl gewichtiger ist als bei uns. Es sind ihnen auch keine Stunden überbunden, so daß sie sich vollständig organisatorischen Fragen und der Beratung widmen können. Daneben gibt es allerdings noch zwei besondere Schulberater, einen Mann und eine Frau, die zusammen mit den Rektoren, dem Schüler jederzeit zur Verfügung stehen. Diese höheren Organe der Schule – bei uns beinahe unnahbar – haben in Wilson immer Zeit oder machen sich immer Zeit.

Sie beraten uns bei der Wahl der Fächer und gegen Ende der Schulzeit redet man mit ihnen über die Zukunft, über Studienmöglichkeiten und nimmt sogar ihre Hilfe bei der Stellensuche in Anspruch.

Vor allem aber erteilen sie Ratschläge in persönlichen Angelegenheiten. Wenn hier ein Junge mit seiner Freundin Streit hat, wird er in neun von zehn Fällen den Rektor oder Konrektor aufsuchen und dieser bemüht sich dann, die Sache wieder ins Reine zu bringen.

Einer meiner Mitschüler im Autofahren beklagte sich einmal bei mir, daß sein Vater ihm einfach den Wagen nie überlasse und daß er

jetzt unbedingt mit dem Rektor reden müsse.

«Was hat denn der Rektor damit zu tun?» fragte ich erstaunt.

«Nun, er muß eben einmal mit meinen Eltern reden und ihnen klar machen, daß ich Übung brauche, um ein guter Autofahrer zu werden, und daß ich doch alt genug bin, um

den Wagen für Ausfahrten mit meiner Freundin und andere Anlässe zu benützen.»

Unser Rektor ist denn auch sehr beliebt. Als er einmal krank im Spital lag, kümmerten sich alle um ihn. Wir schrieben ihm Karten, sandten Blumen und freuten uns sehr auf seine Rückkehr zur Schule.

Der kleine Familienfilm



Sagt, Frau ist sicher müde, er wird das Geschirr waschen und sie kann das Abtrocknen besorgen, weil sie dazu sitzen kann.



Sagt, würde sie bitte seine Manschetten umkrempeln, da er nasse Hände hat.



Frau erhebt sich und hängt seinen Rock auf, der auf Boden gefallen ist, weil er ihn unsorgfältig aufhängte.



Ruft, würde sie ihm bitte eine Schürze bringen, er möchte sein gutes Kleid nicht besudeln.



Frau steht auf, holt Schürze und bindet sie ihm um.



Sagt zu Frau, sie solle ihm bitte neues Waschpulver-päckchen bringen, das alte ist leer.



Teilt mit, sein rechter Hemdärmel ist heruntergerutscht. Frau solle ihn bitte wieder zurückkrempeln.



Frau findet, es sei einfacher, wenn sie selbst abwascht und Mann das Abtrocknen besorgt.

Schulgeist

Alle Schüler der Wilson High-School fühlen sich als Angehörige einer großen Gemeinschaft. Wir haben zwar keine Abzeichen oder Schulkleider wie an den privaten Schulen, aber häufige gemeinsame Feiern, Tanzabende und ähnliche Erlebnisse bringen uns einander nahe.

Typisch dafür ist die Schulweihnacht. Zur Förderung des «Christmas spirit» in der Schule hat das «student-council», der Schülerrat, eine Sammlung für einen Weihnachtsbaum eingeleitet. Seit Anfang Dezember haben wir jetzt einen großen, schön geschmückten Christbaum im Korridor beim Haupteingang des Schulhauses. Allerdings, Kerzen verwendet hier niemand, man hat dafür farbige, elektrische Lämplein.

Auch einige Lehrer haben ihre Schulzimmer geschmückt, und dann hört man oft den Chor die bekannten Weihnachtslieder einüben. Heute nachmittag ist der Chor (70 Mitglieder) übrigens im Fernsehen aufgetreten, wo dem Wilson-Weihnachtsprogramm eine volle halbe Stunde gewidmet war.

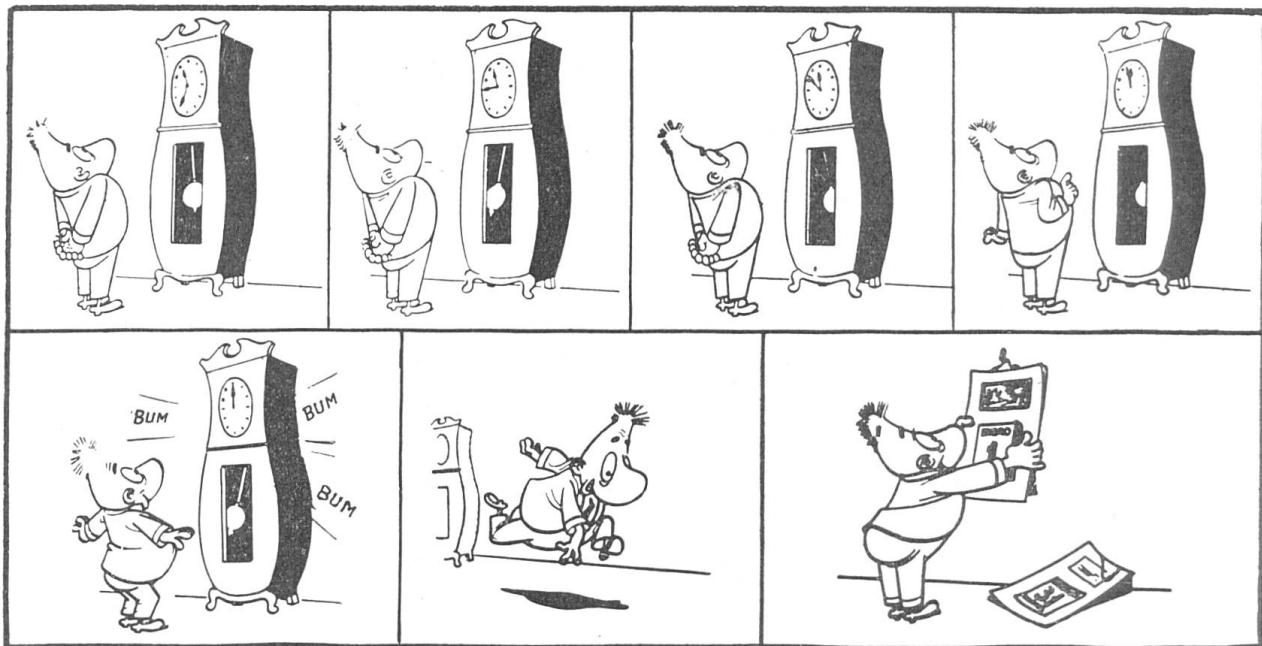
Eine andere wichtige Angelegenheit ist das «home-coming», auf das man sich jeweils ein Jahr lang freut. Theoretisch sollte «home-coming» zwei Abende in Anspruch nehmen, prak-

tisch hat es jedoch eine ganze Schulwoche beeinflußt. Es hängt, wie so vieles in Amerika, mit Fußball zusammen. Erst nach langen Bemühungen konnte ich herausfinden, daß es ursprünglich die Willkommensfeier für das zurückkehrende Fußball-Team ist. Die Mannschaften der verschiedenen Schulen begeben sich nämlich oft in andere Teile des Staates, um gegen fremde Schulen zu spielen. An «home-coming» nun findet das letzte und wichtigste Spiel statt.

Um die Fußballhelden gebührend zu feiern, wird am Tag vorher eine Königin gewählt. Im ganzen Schulhaus herrscht ein eifriges Diskutieren und Fragen: «Wer wird dieses Jahr Königin?» Im home-room erhält man vorgedruckte Formulare, die man nach persönlichen Wünschen ausfüllt und im Laufe des Vormittags in die Urne wirft.

Eine halbe Stunde vor Schulschluß begibt man sich in das Auditorium, wo dann feierlich das Ergebnis der Wahlen bekannt gegeben und die Königin gekrönt wird. Dieses einmalige «pep-rally» bedeutet für die Schüler mehr als Ihr Euch vorstellen könnt: alle sind sehr aufgereggt und benehmen sich wie an einem Wettkampf. Die Musik spielt zu Ehren der Königin, und die ganze Versammlung ruft im Takt Dinge wie «rah yea queen, rah yea Barb, rah yea queen Barb!» Dann singt man stehend die

Bilder ohne Worte



Schulhymne, und nach einigen Darbietungen der cheer-leaders (Sprechchöre) wird die Versammlung aufgehoben. Das heißt allerdings nicht, daß die Schüler nun das Auditorium verlassen; jedermann stürmt auf die Bühne, um der Königin und ihren Begleiterinnen zu gratulieren.

Am andern Tag freut man sich auf das entscheidende Spiel, welches abends um 7.45 auf dem Stadion stattfindet. Wir spielten damals gegen Franklin, die größte Schule von Cedar Rapids. Alle Wände des Schulhauses waren mit riesigen Plakaten – «beat Franklin» – behängt, die mithelfen sollten, das Team in die richtige Stimmung zu bringen. In den Pausen hörte ich immer wieder folgendes: «What's the word?», gerufen von einer kleinen Gruppe von Schülern, und die laute Antwort von allen: «Beat Franklin!»

Die ganze Stadt nimmt an einem home-coming-Spiel teil, und es ist entscheidend wichtig, daß dieses Spiel gewonnen wird.

Es war dann auch wirklich ein gutes Game. Die cheer-leaders der beiden Schulen steigerten die Begeisterung der Zuschauer ins Unwahrscheinliche. Während der Halbzeitpause marschierte unsere Band auf, und die Königin wurde in einem weißen Schwan um das Spielfeld gefahren. Sie und ihre Begleiterinnen trugen Ballkleider und wurden gebührend bewundert und gefeiert. Ein paar Schüler führten Tänze vor, der Präsident (ein Knabe aus meiner Klasse) hielt eine kurze Ansprache, und dann ging das Spiel wieder weiter.

Leider war uns das Glück nicht hold (oder hatte Franklin wohl die besseren Spieler?): wir verloren unser home-coming game. Die Fußballhelden ließen zwar ihre Köpfe etwas hängen, aber am nachfolgenden Unterhaltungs- und Tanzprogramm, das in unserer Turnhalle stattfand, lebten sie wieder auf, und wir verbrachten eine unvergessliche home-coming-Nacht.

Die Clubs

Seit ich in Cedar Rapids weile, sind meine Tage ausgefüllt. Ich habe hier so viele Verpflichtungen für Besuche und Anlässe aller Art. Manchmal habe ich das Gefühl, es sei ständig etwas los und ich hätte überhaupt keine Zeit für mich selbst. Aber ich bin nun soweit, daß ich mir die Zeit, allein zu sein, ein-

fach nehme. Ich lese jetzt Hemingways «The Old Man and the Sea» zum dritten oder vierten Male. Leider komme ich gar nicht viel zum Lesen, zuhause hatte ich mehr Zeit dafür.

Die eigentlichen Träger des geselligen Lebens sind die Clubs. Obwohl man zwar nicht mehr als dreien angehören darf, kenne ich viele Schüler, welche diese Vorschrift nicht beachten.

Unsere Schule hat mehr als 15 Clubs, eine Blechmusik, einen Chor und je einen Ausschuß für die Schulzeitung und den Jahresbericht.

Die Blechmusik und der Chor tragen Uniformen, die der Schule gehören und einfach ausgeliehen werden. Beide treten sehr häufig auf, vor allem bei gesellschaftlichen Anlässen wie Fußballspielen, zur Eröffnung von besonderen Programmen usw.

Was die Clubs anbetrifft, so gibt es einen dramatischen Club, einen wissenschaftlichen Club, einen Club zukünftiger Lehrer, einen Debattierclub und viele andere. Das Clubwesen braucht viel Zeit, aber es hat zweifellos viele gute Seiten.

Der Club «Delta-Gamma» zum Beispiel besteht ausschließlich aus Schülern, die an dramatischer Kunst und Theaterspielen interessiert sind. Jedes Mitglied muß jährlich mindestens 20 Stunden Arbeit für den Club leisten. Das Programm umfaßt: zwei große Aufführungen, eine im Herbst und eine im Frühling. Dann an einem Winterabend drei Einakter aufs Mal, und einmal im Jahr – wenn alle Schulen zusammen kommen – bietet jede ein kurzes Theaterstück.

Da ich Mitglied von Delta-Gamma bin, durfte ich auch in einem der Einakter mitspielen, und es überraschte mich immer zu sehen, mit wieviel Eifer und Freude meine Mitschüler einen freien Abend nach dem andern für die Proben opfereten.

Alle Arbeit wird von den Schülern geleistet. Sie bilden die vielen Komitees: eines für Bühnendekoration und Kulissen, eines für Kostüme, für make-up, für Programmgestaltung, für den Druck der Programme, für Propaganda und andere. Prinzipiell soll kein Lehrer mit Arbeiten für diese Clubs belastet werden, obwohl natürlich jeder Club einen Lehrer als Aufsichtsperson hat (Präsident, Sekretär, Kassier sind Schüler).

Ein anderes Beispiel für selbständige Arbeit der Schüler ist die Schulzeitung, welche mo-

natlich unter Mithilfe vieler herausgegeben wird.

Wie die Bezeichnung «Zeitung» andeutet, handelt es sich tatsächlich um einen Bericht, der Fragen aller möglichen Gebiete zu Worte kommen läßt. Nach der ersten Seite, auf der meistens eine Titelzeichnung erscheint, kommen die Nachrichten. Man erfährt dort, wer eine erfolgreiche Einladung durchführte, wem etwas Außerordentliches widerfahren ist, wen man in nächster Zeit an der Television sehen kann usw. Es folgen dann die verschiedensten Beiträge der einzelnen Redaktoren: über Sport, Musik, etwas wie «was denken Sie darüber», Sinsprüche, Kurzgeschichten, und auf der letzten Seite finden sich in der Regel noch ein paar Rätsel oder Witze.

Ein Aufsatz in der letzten Nummer der Schulzeitung hatte folgenden Schluß:

«Jüngere Schüler betrachten uns Austretende oft mit Neid und sagen: „Seid froh, daß ihr die Schulzeit hinter euch habt.“ Wir aber geben euch den Rat, die guten Zeiten, die ihr jetzt genießt, zu schätzen und auszunützen. Die meisten Menschen erkennen glückliche und gute Dinge erst, wenn man sie ihnen wieder wegnimmt...»

Dieser «Wilsonian» ist eine ausgezeichnete Sache; die Verantwortung dafür liegt bei den besten Schülern, doch können alle beitragen und mithelfen.

Die Clubs haben eine wichtige Nebenwirkung: die Schüler lernen dort öffentlich reden. Die Amerikaner haben vor dem öffentlichen Reden viel weniger Angst als die meisten von uns. Meine amerikanischen Eltern und viele ihrer Freude gehören zu verschiedenen Clubs. (Es gibt zum Beispiel eine sogenannte Parent-Teacher Association, also eine Gemeinschaft von Eltern und Lehrer, die beim Erziehen der Kinder zusammenarbeiten wollen.) Auf diese Weise kommen sie immer wieder in die Lage, ein paar Worte vor einer Versammlung sagen zu müssen. Und tatsächlich, durch lange – schon von der Schule herrührende – Gewohnheit geschult, fällt es den meisten Amerikanern leicht, eine recht gute Rede aus dem Stegreif zu halten.

Auch ich wurde sehr oft zum Reden aufgefordert. Bald nach meiner Ankunft haben wir einmal Verwandte meiner amerikanischen Familie im Norden Iowas besucht. Als man dort – es war eine kleine Ortschaft – herausfand, daß jemand von der Schweiz anwesend war,

fragte man mich sofort, ob ich bereit wäre, für die Schüler eine Rede zu halten. Obgleich ich damals noch Schwierigkeiten mit dem Englischen hatte, sagte ich zu. Als ich sah, daß es darum ging, rund 500 junge Leute für eine halbe Stunde zu unterhalten, bekam ich doch ein wenig Herzschlag. Ich stieß dann aber auf soviel Interesse und konnte eine so große Anzahl guter Fragen beantworten, daß das Programm nach einer Stunde mit dem Glöckenzeichen abgebrochen wurde.

Später sprach ich in der Regel zu kleineren Gruppen: Frauenclubs, Kirchenorganisationen, Elternvereinen, Rotary- und andern Herrenclubs. Diese Nebenbeschäftigung nimmt mich so sehr in Anspruch, daß für die Schulclubs gar nicht mehr so viel Zeit übrig bleibt.

Natürlich halte ich vor allem Vorträge über die Schweiz. Ich war überrascht zu sehen, wie sehr sich die Amerikaner für Europa interessieren, sicher mehr als die Europäer für Amerika.

Eine der Fragen, die immer wieder gestellt werden, betrifft das «dating». Wenn ich sage, daß diese Einrichtung bei uns praktisch nicht existiert, so kann man das gar nicht begreifen.

Das «dating»

* * *

* **D**as «dating», das heißt das gemeinsame Ausgehen eines Mädchens mit einem Jüngling, dem sogenannten «date», beginnt in der Regel mit dem Eintritt in die High-School, manchmal schon früher. Der Verlauf eines «dates» unterliegt gewissen Formen. Der Knabe holt das Mädchen ab und begleitet es wieder nach Hause. Bei jüngeren Schülern kommt es auch vor, daß die Eltern die Kinder irgendwohin mitnehmen, sie zum Beispiel ins Kino bringen und nachher wieder abholen.

Wenn das Mädchen – gewöhnlich um sieben Uhr – abgeholt worden ist, geht man zusammen ins Kino oder an eine Fußball- oder Korbball-Veranstaltung. Die Jüngeren gehen dann vielleicht in einen «drug-store», wo sie ein ice-cream essen, die Älteren fahren mit dem Auto in ein «drive-in» – Restaurant, um einen Hamburger oder einen «hot dog» (grillierte Wienerli) zu nehmen. Wenn das Mädchen um elf Uhr wieder nach Hause kommt, sind die Eltern normalerweise schon im Bett und haben einfach die Haustüre offen gelassen oder die Schlüssel bereit gelegt.

Man kann sich gar nicht vorstellen, wie

wichtig diese dates sind, und zwar nicht nur für das Mädchen und den Jungen, sondern für das Ansehen der ganzen Familie eines Schülers. Ein durchschnittliches Mädchen hat mindestens ein date in der Woche, ein populäres vier bis fünf, wobei die Anzahl der dates geradezu zum Gradmesser der Beliebtheit wird.

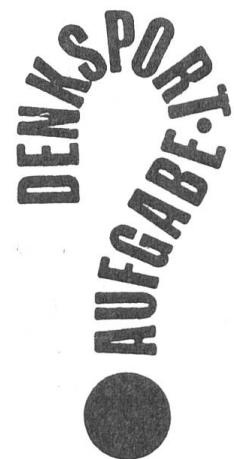
Beim dating handelt es sich nicht in erster Linie, wie man anfangs meinen könnte, um ein jugendliches Liebesverhältnis, sondern eher um eine Art Gesellschaftsspiel, bei dem der Erfolg ausschlaggebend ist. Den Jünglingen geht es vor allem darum, mit Mädchen auszugehen, die, weil sie hübsch, gut angezogen oder populär sind, ihnen soziales Prestige zu geben vermögen. Da dating mit europäischen Mädchen etwas Besonderes und weniger Alltägliches ist, habe ich Gelegenheit, mit vielen amerikanischen Jungen auszugehen.

Es ist nicht leicht zu ermessen, wieviel Bedeutung das soziale Ansehen, die «popularity», für die Amerikaner hat. Und zwar kommt es dabei weniger darauf an, ein guter Schüler zu sein, als beim Sport, in den Clubs und den Theaterspielen mitzumachen, möglichst viele Freunde und dates zu haben und an alle Privatparties eingeladen zu sein.

Dieses System hat Vorteile und Nachteile. Auf der einen Seite ermöglicht es jungen Leuten, sich gegenseitig kennenzulernen und auch gleichzeitig sich gewisse Umgangsformen anzueignen; auf der andern Seite ist es sehr brutal denen gegenüber, die weniger hübsch oder gewandt sind. Ein Mädchen, das aus irgendeinem Grunde den Anschluß verpaßt hat, kann dadurch sozial erledigt werden. Meine amerikanische Schwester ist in diesem Falle, obwohl sie ein reizendes und gütiges Mädchen ist. Oft kommt sie weinend in mein Zimmer und fragt: «Was ist denn mit mir nicht in Ordnung, weshalb habe ich denn keine dates?»

Das Erotische spielt beim dating eine viel kleinere Rolle, als man glauben könnte. Bei der zweiten oder dritten Zusammenkunft wird allerdings erwartet, daß das Mädchen sich beim Abschied einen Kuß geben läßt. Erst bei den Älteren ist es üblich, den Wagen irgendwo zu parkieren und Zärtlichkeiten auszutauschen.

Merkwürdig ist, daß das dating nicht etwa gegen den Willen der Eltern, Lehrer und Geistlichen betrieben wird, sondern daß diese es als eine selbstverständliche Einrichtung betrachten und geradezu unterstützen. Unser Rektor hat kürzlich die Eltern einer meiner Kamera-



Es gibt merkwürdige Zufälle.

Da sitzen in einem Schnellzug von Bern nach Olten drei Passagiere, Herr Keller, Herr Müller, Herr Huber. Im gleichen Schnellzug befinden sich drei Beamte, ein Lokomotivführer, ein Zugführer, ein Kondukteur. Sie tragen zufällig die drei gleichen Namen wie die Passagiere.

Passen Sie genau auf!

Der Passagier Keller wohnt in Bern.

Der Namensvetter des Kondukteurs wohnt zwischen Bern und Olten.

Der Beamte Müller schlägt den Lokomotivführer im Schachspiel.

Der Passagier Huber verdient im Jahr genau Fr. 9460.85.

Der Kondukteur trägt eine Anzahl Banknoten auf sich, die genau den dritten Teil ausmachen von dem Jahreseinkommen des Passagiers, der in Olten wohnt.

Frage: Wie heisst der Lokomotivführer?

Auflösung siehe Seite 67

dinnen zu sich eingeladen und ihnen gesagt, er sei beunruhigt darüber, daß die Tochter keinen Freund habe, und beriet mit den Eltern zusammen, was man machen könnte.

Während die dates am Anfang ständig gewechselt werden, beginnt man nach einigen Wochen oder auch Monaten «steady» zu gehen, d. h. nur noch mit einem auszugehen. Die Änderung tritt allerdings nicht automatisch ein, sondern nur, wenn der Knabe das Mädchen bittet.

«Would you like to go steady with me?» lautet die entscheidende Frage und, wenn das Mädchen einverstanden ist, erhält es vom Jungen den Klassenring. (Solche Goldringe mit den Schulfarben besitzen die meisten Schüler der beiden oberen Klassen; sie kosten ungefähr 80 Schweizer Franken.)

WOHER STAMMT DIESES WORT?

S' hät goppel öpper öppis gsäit

Hüpferteerepluemegly. Wie merkwürdig mutet einen das Schriftbild dieses Satzes an; und doch, wie leicht verstehen wir ihn, in die Schriftsprache übertragen und nach Wörtern abgeteilt: *heute verdonnen die Blumen bald.* Unsere Mundart hat die Tendenz, viele Laute einander anzugleichen; erst wenn wir lautlich genau aufschreiben, wie wir sprechen, kommt uns diese Tatsache recht zum Bewußtsein. Wenn wir *Hampfle* sagen, ist jedem der Zusammenhang mit *Handvoll* klar. Für viele aber existiert z. B. das Wort *Mümpfeli* nur noch in der Zusammensetzung *Bettmümpfeli*, Leckerbissen, den man den Kindern vor dem Schlafengehen gibt. Dem genauer Aufmerkenden aber wird der Ursprung des Wortes klar: *Mumpfel* bedeutet *Mundvoll*, das *Mümpfeli* ist also ein kleiner Bissen.

Vollkommen unverständlich erscheint uns ein Ausdruck wie *goppel*; doch auch zu diesem Wort soll uns eine kleine Brücke führen. *Öppis* heißt in der Schriftsprache *etwas*. Wir haben es also auch bei diesem Wort mit einer Angleichung von Lauten zu tun; aus dem unbequem zu sprechenden *t-w* wird *p: etwas-öppis*. Nun läßt sich leicht erklären, daß *öpper* sich von einem alten Ausdruck *etwer, irgend jemand*, herleitet. Und *goppel*, der Leser hat es bereits erraten, heißt nichts anderes als *Gott well*, d. h. *Gott wolle*.

Johannes Honegger

Das Mädchen trägt nun den Ring am linken Ringfinger oder hängt ihn an eine goldene Halskette, während der Freund den Ring seines Mädchens an den kleinen Finger steckt. Erst wenn die beiden nicht mehr steady gehen, geben sie einander die Ringe zurück.

Wenn ein Mädchen steady geht, hat es immer die schöne Gewißheit, für jeden Anlaß eine date zu haben. Auch für den Jungen, der ja eigentlich um dates nicht so froh sein muß, wie seine Freundin, ist es angenehm zu wissen, daß kein anderer sein Mädchen fragen darf, solange sie mit ihm steady geht.

Trotzdem sollte man das steady-Gehen aber nicht einer Verlobung gleichsetzen, kann man doch jederzeit aus irgendeinem Grunde aufhören, steady zu gehen und zu den wechselnden dates zurückkehren. Es gibt sogar Schüler, die einen Sport daraus machen, möglichst häufig steady zu gehen. Allerdings ist es auch nicht selten, daß aus diesen Beziehungen Verlobungen und Heiraten entstehen. Von denen, die mit mir das Diplom machen, sind gewiß 8 bis 10 Prozent verlobt. Es gibt einzelne, die sich selbst ein Jahr (oder mehr) vor dem Schulabschluß verloben oder sogar verheiraten.

Nebenverdienst

★ **N**ächsten Monat kann ich mir endlich einen Wagen kaufen», erzählte mir einer meiner Freunde strahlend. Da ich damals erst angekommen und noch recht unerfahren war, setzte mich das in Erstaunen. «Du tust dir ein Auto zu? Womit denn, du bist doch erst siebzehn und gehst noch zur Schule?» Der Junge lachte. Er habe jetzt jahrelang dafür gearbeitet und Geld gespart; den Fahrausweis habe er auch schon lange, und da sein Onkel gerade einen neuen Wagen anschaffe, verkaufe er ihm gerne das alte Modell.

Es ist dies – wie ich später erfuhr – gar nichts Außergewöhnliches. Ungefähr 30 bis 40 Prozent meiner Kameraden aus den beiden letzten Klassen kommen mit dem Auto zur Schule.

Wie vermögen sie es, den Unterhalt des Wagens und überhaupt ihre persönlichen Bedürfnisse zu bestreiten? Nun, fast alle amerikanischen Mittelschüler haben neben der Schule eine Stelle, die ihnen ganz ansehnliches Taschengeld einbringt. Die Arbeit selbst ist sehr unterschiedlich: viele betätigen sich als Ver-

käufer in großen Konfektionsgeschäften, andere sind von der Post, einer Tageszeitung, einem Kino, Restaurant oder – was besonders begehrte ist – von der «ramp» angestellt. Die «ramp» ist die größte Parkieranlage hier, wo die Leute nur vorfahren, aussteigen und den Wagen einem jungen Mann überlassen, der ihn dann irgendwo in dem mehrstöckigen Gebäude parkieren wird. Nachdem man seine Geschäfte erledigt hat, begibt man sich zur «ramp» zurück, weist seine Nummer vor, bezahlt und wartet, bis einem das Auto von den jungen Angestellten wieder vorgefahren wird.

Das früher so beliebte und berühmte babysitting hat, verglichen mit andern Beschäftigungsmöglichkeiten für junge Mädchen, eher etwas abgenommen. Obwohl der Lohn in den Geschäften nicht höher ist (er beträgt gewöhnlich einen Dollar in der Stunde), ziehen die meisten meiner Freundinnen die Arbeit in Geschäften dem Kinderhüten vor, weil die Abende frei bleiben.

Diese Nebeneinnahmen der Schüler können recht beträchtlich werden und in einzelnen Fällen bis zu 100 bis 125 Dollar im Monat ausmachen. Daneben arbeiten die meisten natürlich auch an den freien Samstagen und in den Ferien, die im Sommer von anfangs Juni bis anfangs September dauern.

Schlußfolgerungen

* **N**un bin ich wieder zu Hause; ein ganz eigenartiges Gefühl, das sich sehr schwer beschreiben läßt.

Was sich in Amerika ereignet hat, widerfährt mir auch hier wieder: man fordert mich immer auf, Vergleiche zwischen den beiden Ländern anzustellen. Man will wissen, welches

Schulsystem ich bevorzuge, das amerikanische oder unseres.

Meine Antwort ist hier wie dort fast dieselbe: Ich bin überzeugt, daß unsere Schulen nichts für Amerika wären und daß wir nichts mit einer Wilson High-School anfangen könnten. Was ich meine, ist mit andern Worten: Etwas, das wie ein Schulsystem aus dem Wesen eines Landes herauswächst, kann unmöglich als Ganzes in eine andere Umgebung verpflanzt werden.

Trotzdem sehe ich die Möglichkeit, daß einige Eigenschaften der amerikanischen Schule sich gut bei uns auswirken und bewähren könnten, und daß auch die Amerikaner zu ihrem Vorteil ein paar unserer Grundsätze übernähmen.

So sollte man zum Beispiel in den USA das Erlernen von Fremdsprachen fördern und auch auf Kenntnisse in Mathematik etwas mehr Wert legen. Die dazu erforderliche Zeit dürfte ohne weiteres den sportlichen Übungen und Veranstaltungen entzogen werden.

Wir hingegen könnten dem geselligen Leben unserer Schüler mehr Beachtung schenken. Dazu wäre es nützlich, ein paar Clubs zu gründen, in denen die Schüler selbständig gestalten und aufbauen müßten. Um die Zeit dafür zu erübrigen, sollten unsere Zwangsfächer wirklich auf das äußerste Minimum beschränkt werden.

Klassenlektüre und Bibliothek könnten – wie dies hier an der Handelsschule Basel bereits der Fall ist – unter der Aufsicht eines Lehrers von den Schülern geführt werden.

Auch wäre es vielleicht von Nutzen, einen Ausschuß, zusammengesetzt von ein bis zwei Vertretern jeder Klasse, zu wählen, der mit der Schulleitung alle möglichen Fragen erörtern und diskutieren würde.

It's worth a try, isn't it?

